



Albertus Magnus Über die Eucharistie

Einsiedeln: Johannes Verlag 2017, 303 S.,
ISBN 978-3-89411-438-1, € 16,00.

„Dieses Sakrament ist das Wunder aller Wunder; denn er gibt sich selbst und bleibt doch, der er ist“ (207). Mit diesen Worten beschreibt Albertus Magnus (1200–1280) das Geheimnis der Eucharistie. Den großen Theologen und Kirchenlehrer, der als Ordensoberer und Bischof von Regensburg auch seine praktischen Fähigkeiten unter Beweis stellte, prägte zutiefst eine eucharistische Frömmigkeit. Lebte er doch in jener Zeit, in der das Fronleichnamsfest offiziell eingeführt wurde und sein Schüler Thomas von Aquin die entscheidenden liturgischen Texte verfasste.

Die Summe der eucharistischen Theologie Alberts finden wir in den beiden vorliegenden Schriften, die von Marianne Schlosser sorgfältig übersetzt und von Ruth Meyer aus dem Albertus-Magnus-Institut in Köln umsichtig eingeführt werden; beide gehen davon aus, dass Albert den Doppeltraktat selbst verfasst hat. Das erste Werk *De mysterio missae* (Über das Geheimnis der Heiligen Messe) bezeichnet Josef Andreas Jungmann als „eine vor allem aus dem Text des Messordo geschöpfte, lichtvolle und theologisch gründliche Erklärung“ der einzelnen Vollzüge und Gebete der Eucharistie, vom Introitus an. Das zweite Werk *De copore Domini* (Über den heiligen Leib des Herrn) wird nur in einer Auswahl vorgestellt, um „primär der geistlichen Lesung dienen“ zu können (35). Dieser Kommuniontraktat aus der Zeit vor 1279 enthält praktische Hilfen zur würdigen Mitfeier der Eucharistie; auch grundsätzliche Fragen werden angegangen, wie beispielsweise die Frage der eucharisti-

schen Materie (gesäuert-ungesäuert), der gültigen Zelebration und Sinnhaftigkeit einer Konzelebration. Außer Überlegungen zur Häufigkeit der Kommunion und der Weise des Kommunionempfangs (243) findet sich auch eine grundsätzliche Darlegung dessen, was im christlichen Sinn als eucharistisches „Opfer“ bezeichnet wird. „Realpräsenz“ ist „nicht so zu verstehen, als stiege Christus räumlich vom Himmel und beginne hier anwesend zu sein. Er bleibt im Himmel zur Rechten des Vaters, auch wenn sein Dasein im Sakrament jetzt hier beginnt“ (269). In seinen Ausführungen, die streng theologisch, kaum allegorisch gehalten sind, greift Albert manche strittige Frage auf, um sich schließlich der Meinung der „besseren Theologen“ anzuschließen (265), doch immer so, dass er „bei aller Gelehrsamkeit nicht belehrend“ (23) ist.

Alberts „Doppelwerk“ bietet dem/der Leser(in) einen recht wertvollen Kommentar zu dem, was meist als „tridentinische Messe“ bezeichnet wird, wobei Albert einschränkend hervorhebt, dass „der hl. Gregor der Große manches Überflüssige zurückgeschnitten und die Feier neu geordnet hat, zu der Form, wie sie die Kirche auch heute noch befolgt“ (57).

Die Frage des „pro multis“ beantwortet Albert wie folgt: „Für euch, denn auch ein Bischof und Priester bedarf des erlösenden Blutes. Für viele: Das heißt, für die Guten ist das Blut heilswirksam, für alle aber ist es vergossen, damit sie ausreichende Gnade erhalten“ (146; vgl. 276 f.). Es handelt sich hier um eine ähnliche Begründung, wie sie in der orthodoxen Kirche gegeben wird (zuletzt noch bei A. Schmemmann): „Denn ‚viele‘ besagt eine große Menge, eine Vielzahl, die ins Ungemessene wachsen kann. Wie viel auch immer diese Vielen sind – Aristoteles spricht ja von einer potentiell unbegrenzten Vielzahl von Menschen – diese Vielzahl (*multitudo*) ist Erlös durch die Kraft des Blutes Christi. Daher ist das ein hervorragender Ausdruck. Wenn aber gesagt würde: ‚für alle‘, würde damit gewissermaßen eine abgeschlossene Zahl angegeben“ (277). Eine überraschende Äußerung aus dem Bereich

der Eschatologie verbindet sich mit den Worten „Und die nun ruhen im Frieden“: „Aus diesem Wort können wir folgern, dass die Seelen am Reinigungsort nicht Dämonen zur Bestrafung übergeben werden; denn dann würden sie nicht in Frieden ruhen. Vielmehr werden sie durch sich selbst gereinigt, wie Gold im Feuer geläutert und rotglühend“ (155). Am Ende des Doppelwerkes ist ein eucharistisches Gebet hinzugefügt, das Albertus selbst niederschrieb (vgl. 17 f.; 301–303). – Der/Die Leser(in) erhält in dem „Doppelwerk“ eine profunde, theologisch und geistlich tiefgründige Erschließung des eucharistischen Geheimnisses, von der Albert bekennt, er habe es „zur Ehre Jesu Christi geschrieben“ (300).

Michael Schneider SJ

Hans Joas

Die Macht des Heiligen

Eine Alternative zur Geschichte von der Entzauberung

Berlin: Suhrkamp 2017, 543 S.,
ISBN 978-3-518-58703-4, € 35,00.

Das neue Buch des bekannten Soziologen Hans Joas enthält das Plädoyer, die Entwicklung von Gesellschaften nicht als Prozess fortschreitender Säkularisierung, sondern als Wandel in dem, was kollektiv sakralisiert wird, zu deuten. Die Grundlage bilden die früheren Studien des Autors zum Pragmatismus, zur Entstehung von Werten und Idealen, zur Genese der Menschenrechte, zur Achsenzeit, zur Religionssoziologie und zum Säkularisierungsbegriff, die hier zusammenfließen. Er beginnt mit einem kritischen Blick auf drei klassische Ansätze, Religion in der Moderne zu verstehen, und formuliert jeweils, wie sie sich nicht-säkularistisch verstehen lassen: David Humes Naturgeschichte der Religion habe den Aufstieg einer „säkularen Option“ gefördert, keineswegs aber den Glauben unmöglich gemacht (32 f.). Bei der Deutung religiöser Erfahrung im Pragmatismus sei nicht nur an seltene

mystische Erfahrungen von Individuen wie bei William James zu denken, sondern nach Josiah Royce auch an symbolisch verstandene Alltagserfahrungen, vor allem auch gemeinschaftlicher Art (98). In Auseinandersetzung mit Émile Durkheims soziologischer Ritualtheorie argumentiert J. schließlich, Rituale blieben als „Quelle der Heiligkeit“ (117) bis in die Gegenwart lebendig, ebenso das „Faktum der Idealbildung“ (157). Immer wieder verweist J. auf die Rezeption der genannten Theorien durch deutsche protestantische Theologen, um sich mit ihnen, vor allem mit Ernst Troeltsch, gegen eine Reduzierung der Betrachtung von Religion auf politisch-sozioökonomische Faktoren auszusprechen.

Im Zentrum des Buchs steht eine detaillierte Analyse und Kritik des wirkungsgeschichtlich so bedeutsamen Begriffs ‚Entzauberung‘ im Werk Max Webers. Nach J. besteht die Suggestionskraft dieses Narrativs in dessen begrifflicher Uneindeutigkeit (207). Zudem beruhen die damit getroffenen Behauptungen jeweils auf einer unzureichenden empirischen Basis. Ferner gebe es gewollte Entzauberungen etwa im Sinne einer Abgrenzung von Magie und irrationalem Glauben durch Prophetie oder christliche Theologie. Es handle sich hierbei gerade nicht um eine Abkehr vom religiösen Glauben, sondern um den Beginn einer reflexiven Sakralität, um das Wahrnehmen der Transzendenz Gottes.

Diese fundamentale Transformation im Verständnis des Heiligen ist für J. der Kern der sodann diskutierten Achsenzeit-Theorien (351), wobei jede Kultur „eine Synthese von Archaischem und Axialem“ sei (338). Hier deutet sich bereits J.s kategorischer Widerspruch gegen teleologische Geschichtsdiagnosen in der Soziologie an, welche die Entwicklung von Gesellschaften in einlinigen Prozessen von Modernisierung, Rationalisierung und Differenzierung deuten. Besonders problematisch seien diese Deutungen insofern, als sie oft mit der Annahme eines unumkehrbaren Säkularisierungsprozesses verbunden seien, die sich so bei Durkheim und Weber nicht finde (358). So

schlägt J. ein neues, von diesen „gefährlichen Prozessbegriffen“ freies Verständnis von Webers Zwischenbetrachtung zur Entwicklung religiöser Ethik vor: Der Stammvater der Soziologie sei vielmehr von Spannungsverhältnissen aufgrund des Wechselspiels von Sakralisierung und Desakralisierung ausgegangen (415). Daran anschließend formuliert J. im letzten Kapitel seine eigene Theorie: Die Macht des Heiligen werde in verschiedensten Konstellationen von Religion und Macht lebendig, da sich die Menschen stets verschieden kollektiv selbst sakralisieren: im sakralen Königtum, einer transzendenten Gottesvorstellung, der Sakralisierung eines Volkes oder in der Menschenrechtsidee, der menschlichen Person. Auch wenn diese Formen von ‚Religion‘ theologisch zu kritisieren wären, sei dies dennoch weder einfach als Entzauberung noch als fortschreitende Säkularisierung zu verstehen (439 f.). So böten sich an vielen Punkten ausführlichere Seitenblicke von dieser primär soziologischen Arbeit zum Beispiel auf das religionsphilosophische Werk *Ein säkulares Zeitalter* von Charles Taylor an, in dem viel stärker auf die Geschichte des Christentums Bezug genommen wird. Damit ließe sich das Auftreten des Heiligen in gesellschaftlichen Prozessen mit der Frage nach der Möglichkeit eines persönlichen Gottesglaubens verbinden. Denn ohne dies bliebe die ‚Macht des Heiligen‘ relativ abstrakt: Die Gläubigen kommen nicht in den Blick!

Theologie, Religionsphilosophie, Kirchen- und Frömmigkeitsgeschichte sollten das Gesprächsangebot von J. aufnehmen. Die Form des religiösen Gottesglaubens wird nämlich zu unterschiedlichen Momenten der kollektiven Selbstsakralisierung jeweils anders sein. Auch darin sollte kein einliniger Prozess des Glaubensverlustes, sondern ein Wandel in Spannungsverhältnissen gesehen werden.

Ähnlich wie bei J. werden klassisch gewordene Narrative aufzubrechen sein; auch ist der Blick selbstverständlich über Westeuropa hinaus zu weiten. Vor allem wird man nicht um die Grundfrage herumkommen, was eine

christliche Spiritualität im Letzten will. Nüchtern-offene Augen einer verzauberten Welt gegenüberzustellen, wird da eine zu einfache Alternative sein. Angeregt von J. wird es vielmehr um die Integration des Rituals in eine tiefe Symbolik gehen, welche die Menschen in ihrer jeweiligen Welt aus der Zweck-Rationalität befreit und auf die Macht des Heiligen hin öffnet, wobei jeweils zu unterscheiden ist, inwiefern dieses Heilige die Transzendenz Gottes wahr.

Bernhard Knorn SJ

Jürgen Werbick

Die Angst durchkreuzen

Ermutigung aus dem Glauben

Freiburg i. Br.: Herder 2017, 254 S., ISBN 978-3-451-37858-4, € 20,00.

W. behandelt in zehn Kap. Grundmotive der Angst, die er auch als „Gesichter der Angst“ bezeichnet. Dazu zählt er z.B. Gewalt und Terror, Apokalypsen im religiösen und politischen Bereich, gesellschaftlichen Druck von außen und innere Bedrängnisse, die Angst nichts wert zu sein, Verzweiflung und Zukunftsängste, die Angst vor Resonanzverlust sowie Glaubens-Angst. Im Blick auf biblische Zeugnisse betont W., dass diese Angst und Bedrängnisse nicht einfach beseitigen, sondern vielmehr Einladungen darstellen, wie man in Ängsten leben kann (16; 30): „Darum soll es in diesem Buch gehen: Angst als Herausforderung biblisch-christlichen Glaubens, die Glaubende nicht hinter sich haben, der sie sich deshalb in den Bedrängnissen ‚dieser Welt‘ immer wieder zu stellen haben.“ (29)

W. nimmt den Verdacht ernst, das Gebet um Gottes Beistand sei reine Selbstsuggestion oder bloßes Placebo, verweist dabei aber zugleich auf die Grenzen der Machbarkeit von Mut und Hoffnung, die den Glauben an Gott auszeichnen. Glaube ist immer auch ein Anglauben gegen die bestehenden Widrigkeiten, ein Einstehen „für das Wirklichwerden des jetzt

Kontrafaktischen“ (51) und auf diese Weise ein Wagnis (194).

Der Angst-Befund fällt insgesamt ambivalent aus: Einerseits lassen sich vielfach und vermehrt „unberechenbare Angstreaktionen“ (13) beobachten. Andererseits sind Angst und Ängstlichkeit verrufen und teils tabuisiert. Dies trifft vor allem den eigenen Nahbereich, wo „Gelassenheit und Coolness“ eher akzeptiert sind als Ängstlichkeit. W. spricht vom „Zerrbild des starken Menschen“, welcher mit „Bildern der Schwäche“ nicht gut umgehen kann (48).

Wiederholt thematisiert W. die Strategie der Angst, deren sich Politiken bedienen. Angst sei eines der effektivsten Herrschaftsinstrumente überhaupt (128). So stützen sich Politiken der Angst weniger auf Fakten, als auf Emotionen, um die Einschätzung der Realität zu beeinflussen. In diesem Kontext spielt apokalyptisches Denken im politischen Bereich eine polarisierende und damit eine entsolidarisierende Rolle. Angst ruft nach Sicherheit, im privaten wie im gesellschaftlichen Bereich. Im persönlichen Bereich dominiert W. zufolge heute vielfach die Angst, nicht das Bestmögliche aus dem eigenen Leben herauszuholen.

Das damit zusammenhängende Thema der „Verressourcung“ (106) erweist sich insofern als ambivalent, als mitmenschliche Begegnungen unter diesem Vorzeichen kaum mehr absichtslos und zweckfrei sind und alles auf das eigene Ich bezogen wird. Die gläubige Perspektive hält einem permanenten Ranking und Vergleichen eine selbstbewusste Demut entgegen, durch die sich der Mensch von Gott bejaht erfährt und dadurch über eine Rechtfertigungsbedürftigkeit hinauskommt und sich als gerechtfertigt, gewollt und gebraucht erfährt.

Während Politiken der Angst ein Bedürfnis nach völliger Sicherheit suggerieren, müssten Religionen W. zufolge „Anwälte des Unbekannten“ sein (130). W. versteht den Glauben an Gott gerade nicht als ein beruhigendes Medikament gegen jegliche Form von Angst, sondern als eine mutige Art und Weise, damit

umzugehen: „Wer christlich glaubt, zu glauben versucht, ist nie auf der sicheren Seite. Er oder sie muss etwas wagen: sich hineinwagen in die Dynamik Gottes selbst.“ (205) Auf die Frage, ob Angst ein guter oder schlechter Ratgeber sei, gibt W. eine zweifache Antwort: Angst ist dann ein schlechter Ratgeber, wenn sie (z.B. im politischen Bereich) die eigene Perspektive verengt und anderen grundsätzlich die Teilnahme verweigert. Die Angst der anderen bezeichnet W. hingegen als unerlässlichen Ratgeber und als moralische Verpflichtung. Das Buch schließt passend mit einer Meditation über die Karwoche und Ostern.

Dieter Fugger

Hans Goller

Das Rätsel Seele

Was sagt uns die Wissenschaft?

Kevelaer: Butzon & Bercker 2017, 336 S., ISBN 978-3-7666-2411-6, € 25,00.

Der Begriff „Seele“ ist im wissenschaftlichen Sprachgebrauch zu einem unpopulären Wort geworden. Das betrifft sowohl die moderne Psychologie, die das Wort Seele, *psyché*, nach wie vor in ihrem Namen trägt, als auch die moderne Theologie. Begriffe wie das Selbst, Ich oder das Bewusstsein sind eher in Mode. Im Alltag hingegen verwenden Menschen diesen Begriff nach wie vor, um seelisches Empfinden vom körperlichen zu unterscheiden.

Im Gegensatz zu diesem Befund gibt es zur Zeit jedoch auch eine Renaissance des Seelenbegriffs (43), die darauf abzielt, die Einmaligkeit und die unverwechselbare Individualität eines Menschen zum Ausdruck zu bringen. Damit gerät neben dem rationalen vor allem der emotionale Bereich in das Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Wiederkehr des alten, traditionellen Seelenbegriffs macht eine genauere interdisziplinäre Auseinandersetzung erforderlich. Das Buch von G. widmet sich eben dieser Auseinandersetzung und legt in fünf Kapiteln eine Zusammenschau verschiedener Ansätze

und Sichtweisen aus der Psychologie, den Neurowissenschaften und aus der Theologie vor. G. beginnt im 1. Kap. mit unserem Alltagsverständnis von Seele. Hier beleuchtet G. ganz allgemein die Frage, wann die ersten Vorstellungen von der Seele auftauchen. Er skizziert die Entwicklung des Wortes *psyché* bei den Griechen sowie das biblische Verständnis von Seele (hebr. *nepesch*). Im 2. Kap. zeigt der Autor, was die Psychologie unter Seele versteht. Obwohl die moderne Psychologie den Begriff Seele fast nicht mehr verwendet, befasst sie sich dennoch innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Wissenschaft der Sache nach damit. Die verschiedenen Richtungen der Psychologie (Tiefenpsychologie, Verhaltenspsychologie, Humanistische Psychologie) beschäftigen sich mit dem Erleben und Verhalten von Menschen, setzen jeweils eigene Schwerpunkte und definieren psychische Einflussfaktoren mitunter unterschiedlich.

In welcher Beziehung steht unser Gehirn zu dem, was wir Seele, Bewusstsein oder Ich nennen? Was passiert mit unserem Ich, wenn das Gehirn organische Schäden erleidet und was ergibt sich daraus für den Zusammenhang von Gehirn und Ich? Diesen und anderen spannenden Fragen der Neurowissenschaft widmet sich das 3. Kap. Das 4. Kap. befasst sich mit der Erörterung des sog. „Leib-Seele-Problems“, also mit dualistischen Deutungen des Verhältnisses von Körper und Geist bzw. von Gehirn und Bewusstsein, sowie mit der Frage, ob der Geist mit der Seele gleichzusetzen ist. Die Unvereinbarkeit der Beobachter- und der Erlebnisperspektive stellt bei der Erörterung des Leib-Seele-Problems grundsätzlich eine Grenze der Neurowissenschaften dar.

Im 5. Kap. stellt G. verschiedene theologische und philosophische Positionen und Ansätze dar, die sich mit der Frage der postmortalen Existenz auseinandersetzen und insbesondere dahingehend fragen, wer oder was die Identität des Menschen dabei zu gewährleisten vermag und was im Menschen überhaupt ewigkeitsfähig ist. Neben modernen Ansätzen beleuchtet G. in seinem Buch immer wieder

auch bedeutende philosophische und theologische Positionen aus der Vergangenheit.

G. fasst sein Anliegen folgendermaßen zusammen: „Die Auseinandersetzung mit dem Thema ‚Seele‘ fordert dazu auf, den Menschen in seiner Lebendigkeit, seiner Ganzheit, seiner Einmaligkeit und seiner Ahnung von etwas Übernatürlichem oder Göttlichem nicht aus dem Blick zu verlieren. Seele ist ein Grenzbe-
griff, der andeutet, was den Menschen im Grunde ausmacht“ (320).

Dieter Fugger